

Im **Reisephotograph**
 Heft 6, VII. Jahrgang.
 15. December 1891.

Bethlehem.

Bor dem Saffathore von Jerusalem herrscht das bunteste Leben und Treiben.

Kamellkaravanan kommen und gehen, die trockensten, grauen und so fremdartig erscheinenden Thiere, die an die Wüste gemahnen, werden entladen und beladen; Ballen, Säcke und Kisten lagern umher, zu Hügelu geschichtet. Da sprengt ein Trupp Reiter heran, Beduinen in weißen flatternden Burnussen, auf reich aufgeschirrten Pferdchen. Dort kommt ein Zug von Landleuten herbei, zu Fuß und zu Esel; sie tragen die farbige Tracht des Landes. Die kleinen, langohrigen, steifbeinigen Philosophen schleppen neben dem schweren Bauern oder neben dessen Frau und Kind, noch mit den Früchten des Bodens gefüllte Körbe. Da ruhen Schaaren von Pilgern aus aller Welt und Ordens-Mönche der verschiedensten Riten auf dem Plage umher oder sie umdrängen die Verkaufsstellen, indessen andere dem Thore zueilen.

Hier stehen auch Wagen aller Art und Reitthiere verschiedenster Gattung, bereit für Ausflüge in die Umgebung der Heiligen Stadt. Wir wählen ein Paar feinköpfige, arabische

Köflein, die uns im bequemen, tiefen, türkischen Sattel nach Bethlehem tragen.

Die Straße dahin führt durch eine so recht biblische Landschaft, die, obgleich im Allgemeinen felsig und trocken, doch ungemün anmuthet, da sie von Weingärten und von kleinen Gruppen von Feigen-, Mandeln- und Olivenbäumen durchzogen wird.

Es umweht uns da die Erinnerung an Träume aus lang vergangener Zeit, bald sehen wir Jerusalem unter uns, mit der Davidsburg und dem Berge Zion, mit seinen Mauern und Mauerthürmen, ein feineres Bollwerk. Dann kommen wir beim



Eingang in die Grotte.

ten am Grabe der Rahel (Kubbet Rahil) der Frau des Patriarchen Jacob, die bei der Geburt Benjamin's starb »und ward begraben an dem Wege gen Ephrata, die nun heißt Bethlehem. Und Jacob richtete ein Mal auf über ihrem Grab, daselbe ist das Grab Rahels bis auf diesen Tag.« (1 Mos. 35, 16—20.)

Bis auf diesen Tag jagen wir auch heute noch, nach 3000 Jahren. Ein steinernes, niederes Mausoleum, einfach und schmucklos, dessen eine Hälfte von einer flachen Kuppel überdacht wird, liegt vor uns; über vier breite Stufen gelangt man durch einen hohen, offenen Bogen in eine niedrige Vorhalle und aus dieser in das Gewölbe, welches den steinernen Sarkophag umschließt. Breite Steinhänke, auf denen die müden Pilger und Wanderer Schutz vor der glühenden Sonnenhitze suchen, lausen an den Wänden hin und es ist immer kühl in diesen dicken Steinmauern. Es ist ein fast traulicher Aufenthalt und draußen, zwischen den Felsen umher, sproßen besonders farbige, duftige Feldblumen. Da ist eine kleine, zierliche, blauköpfige Diestelart, von der wohl Jeder ein Sträußchen zum Andenken mitnimmt und die doch nie weniger wird. Bald erblicken wir

Bethlehem, das, ziemlich hoch, auf einem terrassenförmig zum Thale der Johannesbrodbäume abfallenden Hügel, umgeben von Reben- und Baumgärten, vor uns liegt. Die Fruchtbarkeit der Gegend gab der Stadt wohl den Namen Bêt-Laham, d. h. Brothausen und in früheren Zeiten Ephrata, d. h. die Fruchtbare.

Wir ziehen durch das alte, tiefe Mauerthor, über welches sich Bauten und Minarete erheben, in Bethlehem ein. Die etwa 8000 Bewohner der Stadt werden für Nachkommen der semitischen Urbewohner des Landes gehalten; sie sind fast sämtlich griechisch- und römisch-katholische oder armenische Christen. Sie treiben Ackerbau, Viehzucht und Gärtnerei, besonders stark aber Hausindustrie, denn hier werden die Gegenstände religiösen Charakters: Kreuze und Medaillons, Krucifixe und Rosenkränze, Amulette u. s. w. aus Perlmutter, aus rothen, weißen und schwarzen Korallen, aus Elfenbein, aus gebeiztem Oliven- und Feigenholz und aus dem schwarzen bituminösen Ton, den Kameele vom Todten Meer herauftragen, hergestellt; diese Gegenstände gehen massenhaft in die ganze christliche Welt und die Pilger nehmen sie als Andenken in die Heimath mit. Ein aufdringlicher Handelsgeist beherrscht diese Menschen, sie verfolgen die Fremden auf Schritt und Tritt, nicht nur auf den Straßen und Plätzen, bei den Rundgängen zu den Heiligthümern, sondern auch bis hinein in die geheiligte Marienkirche selbst.

Dieses berühmte Gotteshaus mag wohl, seinem Ursprung nach, das älteste christliche Bauwerk Palästinas sein. Die Kirche wird von einem griechischen, einem armenischen und dem lateinischen Kloster eng umschlossen, so daß dieser ganze umfangreiche festungsartige Gebäude-Complex einen Stadttheil für sich bildet



Haupteingang in die Marienkirche.

Jedes dieser Klöster hat seine eigenen Eingänge in die Marienkirche und seinen eigenen Besitz in derselben, um den nicht selten Streitigkeiten entstehen, die in dem Gotteshause ausgekämpft werden und zu dessen Schlichtung dann die türkischen Behörden, ja sogar das türkische Militär eingreifen genöthigt sind.

Die Marienkirche bildet eine fünfschiffige Basilika, die durch ein Querschiff die Form des Kreuzes erhält. Wiewohl von dem einst prächtigen Mosaikschmuck nur noch wenig vorhanden ist, kann die innere Ausschmückung doch auch heute noch eine reiche genannt werden. Weit interessanter aber, als dieser Oberbau, ist die unter dem Chor desselben befindliche Krypta; es ist das tief im Felsen gelegene Höhle, die als der Stall betrachtet wird, in welchem Jesus geboren wurde. Auch heute noch werden

die vielen Grotten und Höhlen des karstischen Gebirges in Palästina gern zu Stallungen und von den Hirten zu Wohnungen benützt. Drei Treppen führen hinab in die Tiefe; über viele Stufen hinuntersteigend, gelangt man durch eine Reihe unterirdischer, unregelmäßiger Gänge und in Kapellen verwandelter Felshöhlen in die, der Christenheit als Geburtsstätte Jesu heilige Geburtskapelle.

Ihre Wände sind mit Marmor bekleidet; im Felsboden der gegen Osten gelegenen, von fünfzehn silbernen Lampen erleuchteten Nische, ist ein silberner Stern eingelassen, den die Inschrift umgibt: »Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est.«



Bethlehemitin wiegt ihr Kind.

Auf Schritt und Tritt treffen wir dann noch auf Erinnerungen an die Geburt und an die Kindheit Jesu; diese Erinnerungen leben in uns auf, wie der Nachklang einer frohen Botschaft. Wir durchleben ein ländliches Idyll, die Geburt des Kindes in einem Stalle, die zur Wiege umgewandelte Krippe, die Hirten, welche die junge Mutter beglückwünschen, die drei Könige aus dem Morgenlande, die dem Sterne folgend, ihre Geschenke darbringen, dann die Flucht der Familie nach Egypten, wie der Esel die geängstigte Mutter und das heilige Kind in die ungewisse Fremde trägt.

Beim Klange all' dieser Namen ergreift es uns wie frohe Weihnachtsstimmung, wie ein heiterer Hauch sinnigen Glückes scheint es über Bethlehem zu liegen, das »klein unter den Tausenden in Juda« die Heimat eines David und die Geburtsstätte Jesu geworden ist. Da fehlt ganz der dunkle Farbenton, der

Jerusalem belastet, wie die Tragik gefallener Größe, zerstörter Herrlichkeit, wie das Bewußtsein einer großen Schuld.

Und wer nach Bethlehem geht, um die Geburtskapelle, die Krippe, die Milchgrotte, die Kapelle der Kindlein, die weit draußen im öden Gefels liegende Grotte der Hirten und wie alle jene, durch die Legende geheiligten Punkte heißen, zu sehen, dem wird diese Legende durch die vielen hübschen Frauen, die er dort trifft, belebt und verwirklicht erscheinen, denn so manche von ihnen könnte Raphael als Modell für die Madonna gebietet haben. Ungemein feine, lebensfrohe Gesichter, schlanke, geschmeidige Figuren, leichte, graciöse Bewegungen zeichnen die Bethlehemitinnen vor allen anderen Frauen des Orients aus; nur noch unter den Fellachinnen Egyptens und den Jüdinnen spanischer Ab-

kunft in Smyrna lassen sich ähnlich hübsche Typen finden.

Die Kleidung der Bethlehemitinnen ist noch ganz die alte, testamentarische. Ueber dem langen, farbigen, durch einen Gurt lose zusammengehaltenen Gewande, tragen sie den weiten, bei den Christinnen stets weißen, burnusartigen Ueberwurf, der über die Hüfte leicht in den Gürtel gesteckt, die Gestalt bis unter die Knie faltig umgibt; er wird von rückwärts bis zu dem diademartigen Stirnschmuck aus Silbermünzen über den Kopf gezogen. Im Haar tragen sie fast stets duftende Blumen und ihre etwas freie Art hat ihnen den Ruf eingetragen, daß sie leichtfertigen Sinnes seien.

Durch das auf den freien Platz vor der Kirche führende Hauptthor verließen wir dieses Heiligthum der Maria. Nur gebückt kann man das hohe Portal durchschreiten, weil sein oberer Theil zugemauert ist, um die Türken zu hindern, in die Kirche hineinzureiten, wie sie dies früher oft gethan haben sollen.

Von dem flachen Dache des lateinischen Klosters blickten wir hinein in die farbenlustige Ferne, nahmen wir Abschied von Bethlehem, an den steinigten Hängen hüteten barfüßige Buben die rauhwolligen Schafe, wie einst der Hirtenknabe David die Heerden dort gehütet hat, und lange noch auf dem Wege gen Jerusalem beschäftigte mich der Gedanke, wie wohl die Weltgeschichte aussehen würde, wenn Jesus, wie einst David, wirklich der König der Juden und nicht der Messias der Schwachen und Elenden, der Armen an Gut und Geist geworden wäre.

Aus dem Tagebuche einer Männerfeindin.

Ein Ehrenwort zu brechen gilt den Männern als eine Ehrlosigkeit. Dafür brauchen sie es mit den Schwüren nicht genau zu nehmen.

In den Liebesbriefen eines Mannes ist in der Regel nur Eines über jeden Zweifel erhaben: die Orthographie.

Wie beredt können die Männer sein, wenn es gilt, die Scrupel einer Frau zum Schweigen zu bringen.

Die Männer räumen den Frauen lieber Vorrechte als gleiche Rechte ein.

Wenn es nach den Frauen ginge, gäbe es weder Krieg noch Duelle; ist aber das Bestehen der Duelle und der Kriege ein Beweis für die Geistesstärke der Männer?

Ein Mann kann lieben, ohne zu achten; wen eine Frau nicht achten kann, wird sie auch nicht lieben.

Heiliger Abend.

Skizze in Versen.

Ein reiches Schlafgemach, gar warm umhüllt
 Von weichem Sammt. Weißzüngelnd' Kohlen glühen
 Im Kamin, sie leuchten auf zuweilen, sprühen,
 Dann sind aus allen Ecken fortgespült
 Die Schattenwirrniss und das Dämmergrau.
 Der Straßenlärm ist mällig im Verrauschen
 Und seinem Nachhall still zwei Menschen lauschen,
 Im Lehnstuhl er, am Fenster sinnt die Frau.
 Sie schaut bewegungslos und starr hinab
 Auf das Getriebe mit verträumten Augen,
 Indes die feinen sich verzehrend saugen
 An ihren Nackenflaum. »Elis! ich hab'
 Schon jetzt mein letztes Restlein von Geduld
 Vergendet heute... Ich will Karten spielen,«
 Ruff's nergelnd vom Kamin. — »und Deiner vielen
 Nachsicht,« hüftelt's, »empfehl' ich diese Schuld.«
 Ein spöttisch Lauern, schwerverhehltes Leid,
 Sie wechseln in der Stimme, in dem fahlen,
 Doch schönen Antlitz. — »Wären bald die schalen
 Festtage aus!... Die Weihnachtsherrlichkeit,
 Das öde Fabelspiel der Kinderzeit
 Laß' heut' begraben sein wie schon seit Jahren.
 Ich möchte mir ein Stündchen Ruhe wahren.«
 Er seufzt. — »Ist schon der Kartentisch bereit?«
 »Begehrt Du Licht?« fragt sie, wie jäh erwacht,
 Obgleich die kindlich-zarten Lippen beben,
 Und geht zu ihm. »Darf ich Dein Kissen heben?«
 An ihre Schulter lehnt sein Haupt sie sacht.
 »Du, Lieb', glaubst an die Zauber dieser Nacht,
 Dir grünt der Tannenbaum in Märchenauen...
 Rück' nah' zu mir, laß' in die Glut uns schauen.
 Weißt Du woran ich heut' so viel gedacht?«
 Sie schüttelt stumm das Haupt, dieweil er lacht.
 »Ich sah Dich heimlich/hin und wieder gehen;
 Mißtrauen quält!... Laß' Deine Augen sehen
 Und ganz Dein Herz!... Das klingt pathetisch, ach!
 Darauf!... Glaub' nicht, ich sei durch Schmerz verflacht
 Und hab' gelernt, mich wortlos zu bescheiden.
 Die Wahrheit sprich, sie ist ein Schatz uns Beiden.
 Was hast Du mir als Mitgift zugebracht? ...
 Bedenke Frau! in dieser Stunde kann
 Ich Unheil oder Glück Dir noch vererben,
 Erfasst Dich Angst? ... Ich will nicht langsam sterben

Im Selbstbetrug, als ein verhöhter Mann.
 So höre, wie ich Hilfe mir ersann:
 Die sündenvollste Wahrheit will ich zahlen
 Mit Reichtum Dir, denn Du erlöst von Qualen
 Von lächerlichen mich... Du lebe dann
 Allein in Freude, Glanz und Pracht.
 Fromm bist Du noch, man merkt's an solchen Tagen,
 Bist zärtlich, jugendschön, bist tren... Laß' fragen,
 Was hat mein Reichtum sonst aus Dir gemacht?
 Erträgst Du Noth und all' die dunkle Fracht,
 Die niederzieht ein feingestimmtes Wesen,
 Heut' so wie einst? ... Hast Du mich nur erlesen,
 Weil ich herauf Dich hob mit Goldesmacht?!
 Welch' Unfaßbares schläft in Deinem Blut?
 Hast Du mich nie geliebt? Denn mein Vergehen
 Kannst Du mit thränenlosen Augen sehen...
 Kennst Du kein Mitleid, ist es kalter Muth?!
 Sie horcht befremdet, regt die Wimpern kaum,
 Ergreift dann zaghaft seine schlanken Hände
 Und führt ihn sorgsam an des Simmers Ende,
 Drückt an die Thür, dahinter steht ein Baum. —
 Ein Bäumlein, schlicht, wie es der Armuth Kind
 Zur Weihnacht findet, mit gar dünnen Kerzen
 Und Nüssen, Aepfeln, Ketten, Rauschgoldherzen,
 Dem Duft und Zauber, der es überspinnt.
 »Den Weihnachtstisch hab' ich für Dich gebaut,
 Erinnerung, so dacht ich, macht genesen
 Und glücklich Dich, wie Du es einst gewesen,
 Als vor dem Baum umarmt Du mich als Braut;
 Darum ist jedes Kerzlein Gott geweiht. —
 Ob Mitleid fremd ist meiner treuen Liebe?
 Fragst Du — ich aber fühle nur, es bleibe
 Mir ohne Dich im Reichtum tiefstes Leid.«
 »Mein Weib!...« Die fahlen Wangen werden roth,
 Und wie zum Schutz umschlingen sie zwei Arme;
 »Das ist die Wahrheit!... zitt're nicht, erwarne,
 Vergieb!... der Zweifel war mir halber Tod...«

Auf lichten Schwingen schwebt im Flüsterwind
 Der Weihnachtsgeist vom Sternenhimmel leise,
 Und um die Erde weht die ewige Weise:
 Wie arm die Menschen ohne Liebe sind.

Ada Christen.

Ein weiblicher Kritiker.

Laura Marholm.

Das Weib als Dichterin ist eine Erscheinung, die heut-
 zutage niemand mehr auffällt. Auf einem gewissen Ge-
 biete literarischer Production, auf dem des sogenannten
 Familienromans, sind die Erzählerinnen sogar herrschend
 geworden, nicht bloß in Deutschland, sondern auch in
 England, viel seltener hingegen sind die weiblichen Erzähler in Frank-
 reich, Italien, Scandinavien.

Aber das Weib als Kritiker? Das ist sogar in unseren Tagen der
 Mezzimittel, Philosophinnen, Journalistinnen, Directricen u. s. w. keine
 gewöhnliche Erscheinung. Mit dem Worte »Kritiker« stellt man sich zu-
 meist etwas ungemein Männliches vor, etwas Schreckenerregendes, Un-
 nahbares, ein Blitz und Donner von sich gebendes Wesen, im allerbesten
 Fall einen Erzengel Michael mit dem Flammen-Schwert, das mit
 mächtigem Schwunge über die Menge dahinsauft, im Nu die Köpfe abschlägt
 und aus vermeintlichen Riesen armselige Leichen macht. Oder man denkt
 an den tapferen Helden Lessing, der sich ja auf's Zertrümmern an-
 maßender Mittelmäßigkeiten so gut verstand und mit seinem heiligen
 Zorn die Atmosphäre seiner Zeit von alten Vorurtheilen reinigte. Diese
 Vorstellung vom Kritiker als Abschlächter ist die geläufigste. Aber es ist
 im Laufe der Zeiten eine ganz andere Art von Kritikern entstanden,
 deren Typus schon in Herder, dem Nachfolger Lessing's in Deutschland,
 austrat, der aber gerade darum nicht so volksthümlich werden konnte,
 wie der des heldenhaften Gegners des Pastors Götz, denn das Volk
 liebt das Heroische. Dieser zweite Typus hat sogar weitaus mehr Ver-
 treter in der Kritik des XIX. Jahrhunderts, als der erste, und dieser
 Typus ist so beschaffen, daß man sich eigentlich darüber wundern muß,
 daß nicht viel mehr begabte Frauen sich kritisch bethätigten, als so ver-
 einzelte Gestalten wie Betty Paoli oder Fräulein Gallini (Bruno Walden),
 um in der nächsten Wiener Nähe zu bleiben. Die älteren berühmten

kritischen Frauen Deutschlands: wie Rahel von Barnhagen, Karoline
 Schlegel u. A. schrieben nicht für die Oeffentlichkeit, sondern theilten sich
 nur in privaten Briefen mit, die nach ihrem Tode von liebenden
 Händen gesammelt und veröffentlicht wurden; sie kommen also hier nicht
 in Betracht.

Dieser zweite Typus von Kritikern nun nähert sich der weiblichen
 Natur in sehr erheblicher Weise. Zwar, Tapferkeit im Vertreten der
 Ueberzeugung, im unumwundenen Aussprechen dessen, was man als
 Wahrheit erkannt hat, setzt auch er voraus. Und Geist und ausgebreitete
 Belesenheit werden selbstverständlich auch von ihm gefordert. Aber ihm ist
 es nicht so sehr darum zu thun, darzustellen, was die Künstler oder eine
 ganze Kunstperiode nicht geleistet haben oder was sie leisten sollen; son-
 dern umgekehrt: er hält sich an die positive Seite der Dinge, er sucht
 liebevoll das auf, was die Eigenthümlichkeit, das besondere Leben und
 Wesen der nun einmal vorhandenen Künstler und ihrer Werke ausmacht.
 Dieser Typus ist in seiner Haltung zur Welt viel bescheidener. Er hat
 Respect vor dem Genius auch dort, wo er nicht in mächtigster Gestalt
 zutage tritt. Er ist sich des tiefen Unterschiedes zwischen schöpferischer
 und kritischer Begabung bewußt. Er weiß, wie manches Unheil durch
 vorwizige Kritik angerichtet wurde. Er weiß, wie leicht es ist, zu tadeln,
 wie schwer, es besser zu machen. Er hat ein unendliches Bedürfnis,
 zu verehren, zu lieben; er hat die beglückende Kraft der Kunst an sich
 selbst erlebt; er möchte gern selbst schaffen und kann es nicht, er über-
 windet diesen erhabenen Neid auf das schöpferische Genie durch die
 Liebe, mit der er sich ihm ganz, mit begeisterter Hingabe widmet, und
 indem er die ewigen Gestalten genialer Schöpferkraft also in seine
 empfängliche Seele aufnimmt, erhöht er sein eigenes Dasein durch das
 göttliche Leben, welches jenen innewohnt, und wird fast ungewollt selbst
 zum Künstler, wenn er es versucht, seine Erlebnisse an den Kunstwerken

in Worte zu fassen. — Diese Hingabe, diese Liebe, diese weitherzige Empfänglichkeit für die verschiedensten Arten künstlerischer Production sind wesentlich weibliche Tugenden, und eines der größten Talente dieser Art, Kritik zu treiben, besitzt Frau Laura Marholm, deren erster Band gesammelter Essays: »Wir Frauen und unsere Dichter« soeben im Verlage der »Wiener Mode« in einer des Inhalts wahrhaft würdigen, prächtigen Ausstattung erschienen ist.

Man möchte sagen, Frau Marholm ist ein Genie in der Kunst, zu lesen. Wenn sie das Werk eines Dichters zur Hand nimmt, so geht sie sozusagen mit Leib und Seele darin auf, sie erlebt in jedem Autor etwas ganz Neues, sie sieht gleichsam mit mehr Augen, als sonst Leser zu sehen pflegen. Darum macht sie Beobachtungen, die vielen anderen entgegen, und wenn auch hundert Essays über Gottfried Keller oder Paul Heyse oder Tolstoi oder Björnson oder Maupassant geschrieben sein mögen, so hat Frau Marholm doch immer noch was Apartes zu sagen, etwas, was nur ihr einfallen kann, und was die Dichter doch auch wiederum von einer neuen und interessanten Seite beleuchtet. Ganz abgesehen von der Tendenz des ganzen Buches, auf die wir noch zu sprechen kommen, stehen wir darum nicht an, zu sagen, daß Frau Marholm's Essays über Keller, Heyse und Björnson zum werthvollsten gehören, was überhaupt über diese Dichter auch von Männern, und zwar von sehr angesehenen, geistvollen Männern, wie Friedrich Vischer oder Georg Brandes (dessen Schülerin, beiläufig bemerkt, Frau Marholm ist) geschrieben wurde. Sie sagt eben etwas ganz Neues, Eigenartiges, und dieses Neue ist nicht bloß geistreich, sondern schlechtweg wahr. Dazu kommt noch die große Sprachgewalt unserer Essayistin: sie wirkt geradezu überraschend, wenn sie auch zuweilen im Streben nach einem besonders bezeichnenden Ausdruck, nach einem drastischen Vergleich befremdet, mitunter auch wohl allzu kühn in der Neubildung von Worten verfährt. Aber eben das Talent liebt es, seine überschüssige Kraft selbstherrlich zu verwenden. Doch erreicht Frau Marholm immer ihren Zweck: möglichst intensive und dem Gedächtnisse des Lesers sich dauernd einprägende Seelenbilder der Dichter zu geben, die sie vor Augen hat. Wer z. B. die Schilderung ihres persönlichen Verkehrs mit Björnson einmal gelesen hat und deren Treue so wie wir aus eigener Kenntniß des Originals bezeugen kann, der wird ihre Darstellung nicht mehr vergessen können. Ein Kritiker mit dieser Kraft des Wortes und dieser Kunst der Charakteristik ist selbst eine Macht im geistigen Leben seiner Zeit.

Das Wichtigste aber an dem Buche der Frau Marholm ist nicht seine Kunst und sein spezifisch literarischer Gehalt, sondern die in der kritischen Literatur unseres Wissens ganz neue Thatsache, daß hier eine Frau vom Frauenstandpunkte aus über die Dichter spricht, die sich so viel und so eindringlich mit des Weibes Seele beschäftigt haben. Es lag doch gewissermaßen die Frage in der Luft, wie sich das weibliche Geschlecht selbst zu den Dichtern stelle, die ihm eine solche Aufmerksamkeit

widmen. Es war doch im höchsten Grade werthvoll zu erfahren, welche Wirkung ein Frauenliebling und Frauenlob wie Paul Heyse, und andererseits ein Frauenfeind und Frauentherstes wie August Strindberg auf das Gemüth und die seelische Entwicklung einer geschickten Frau ausübten. Man wußte wohl, aus der großen Zahl der Auflagen, aus dem privaten Verkehr, daß Heyse in jedem Boudoir zu finden wäre, und daß Tolstoi (der altgewordene) oder Strindberg daraus verbannt seien. Allein diese Sprache der Ziffern oder des äußerlichen Lebens ist doch zu trocken und nicht klar genug. Wenn nun ein Weib kommt, das selbst vom Streben nach vollkommener Entwicklung seiner Persönlichkeit erfüllt ist, das selbst sucht nach einem Ideal der weiblichen Individualität, das in den Werken führender Männer sich Rathes erholte, das nacheinander im tiefsten Gemüthe die weiblichen Ideale dieser Männer durchgeföhlt hat, und nun von diesen inneren Erlebnissen berichtet, so ist das etwas in der ganzen Geschichte der Literatur Nagelneues, und es ist darum nicht zuviel gesagt, wenn wir das, was Frau Marholm zu bieten bestrebt war, in der That auch als ein Ereigniß in der Geschichte des weiblichen Geschlechtes bezeichnen, das bisher noch nicht da war. Frau Marholm hat mit ihrer ausgezeichneten literarischen Bildung eine Aufgabe erfaßt, welche ihr wie von der Geschichte selbst zugewiesen zu sein scheint. Es ist nichts Zufälliges an dem Werke, sondern das Problem ist mit wissenschaftlicher Klarheit begriffen. Dafür gibt der erste, außerordentlich schöne Essay des Buches: »Wir Frauen und unsere Dichter« das beredteste Zeugniß ab. Wegen dieses Essays allein hätte das Buch schon seine Veröffentlichung verdient. Er gibt in großen und meisterhaften Zügen einen Ueberblick über das Verhältniß der Dichtkunst zum Weibe in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts: bei Keller und Heyse, Ibsen und Björnson, Tolstoi und Strindberg, bei Maupassant und den Decadenten. Eine solche Ueberzicht hat unseres Wissens noch kein männlicher Kritiker geliefert, und wir kennen sehr wenige, denen wir die Fähigkeit zutrauen, sie gut zu machen.

Erdant ist nun Frau Marholm von der zunehmenden Verpöbelung der Frauenbilder in der naturalistischen Literatur gerade nicht, wie man sich leicht denken kann. Sie bleibt auch mit ihrer Meinung nicht hinter'm Berge. Sie bekennt sich zum Ideal aller begabten Frauen unserer Zeit: die vollkommene Gleichstellung und Gleichwerthung des Weibes mit dem Manne durchzusetzen, ungeachtet aller physischen Beschränkungen, aller Pflichten als Mutter und Gattin, die die Natur dem Weibe auferlegt hat. Wenn dieser Kampf überall mit so viel Herz und Einsicht geführt werden sollte, wie er hier von Frau Marholm geführt wird, die selbst eine gute Gattin und sorgsame Mutter ist, dann werden wir Männer wohl nicht lange mehr zögern können, die Wünsche der Frauen auch in dieser Beziehung — denn in jeder anderen sind wir ja ohnehin ihre ganz ergebensten Diener — zu erfüllen.

B

Weihnachten.

Was ist die stille, die heilige Nacht, —
Die senkt auf Engelsfittichen sacht
Sich herab nach den ruhlosen Tagen,
Die breitet die Schwingen, mild und weich,
Um der Erde Thränen- und Schmerzen-Reich
Zum Schirm und zum Trost sie zu schlagen.

Durch der Winterlüfte wolkigen Flor
Schwillt's an, wie seliger Engelchor,
Und verbraust's wie von Orgelklängen,
Es mahnt und ruft durch die Lande weit:
Die Stunde ist da und erfüllt die Zeit,
Um der Finsterniß Pforten zu sprengen!

Der Kunde lauschten draußen im Feld
Die Hirten von Himmelsglanz umhellt,
Groß Heil sei der Welt widerfahren;
Dem Stern, der das Dunkel flammend durchbrach,
Aus Noth und Trübsal wandeln heut nach
Anbetend die gläubigen Schaaren.

Was sind für die Allmacht tausend Jahr?
Kleinmüthigstem Zweifler wird offenbar,
Daß sich Liebe zum Opfer erkoren,
Daß segnende Fülle gnädig sie streut
Und das Wunder von Bethlehem wird heut:
Wie vor tausend Jahren, geboren!

Die Zeit ist trübe, die Zeit ist schwer,
Da steigt zu Erde die Liebe her
In der Nacht, in der heiligen, stillen,
Die Darbenden alle läßt sie zum Fest,
Für jede Wunde den Balsalm läßt,
Aus verschwiegenem Borne sie quillen.

Nun rufen die Glocken von Raum zu Raum,
Nun flammen die Kerzen an jedem Baum,
Den die Liebe sich schmückte hinieden;
Zum Leben neu ist der Heiland erwacht, —
Das ist die stille, die heilige Nacht,
Die bringt uns den Frieden, — den Frieden!

Konrad Telmann.

Erste Liebe.

Erzählung von Marco Brociner.

Mit Illustrationen von R. Moser.

(Schluß.)

Sie sank auf den Stuhl nieder, bedeckte das Gesicht mit den Händen und begann leise in sich hineinzuschluchzen. Ich war tief erschüttert. Ich trat zu ihr. Da fuhr sie empor. Ich faßte ihre Hand.

»Verzeih' mir, Helene!« bat ich. »Ich konnte Dir diesen Schmerz nicht ersparen. Siehst Du nun ein, daß ich zu Dir nicht mehr kommen kann?«

Sie nickte stumm.

»Willst Du mir kein gutes Wort zum Abschied sagen?«

»Du mußt mir nicht böse sein,« sagte sie leise, »aber es ist mir so wüß in der Seele, daß ich mich kaum zu fassen weiß. Und Du reißest also morgen wirklich fort?« fügte sie verwirrt hinzu. »Also wirklich? Nun, so müssen wir Abschied nehmen. Leb' wohl, Cecilia!«

Ich ergriff ihre Hand und küßte sie. Sie wandte sich rasch um und eilte hinaus. Bald darauf vernahm ich das Klappeln eines Wagens. Eine Weile später war es still um mich.

Ja, es war still um mich. Aber in mir tobte es. Ich gestand es mir selbst: was mich zu der Enthüllung getrieben, war die geheime Hoffnung, in Helene ein Gefühl der Verachtung gegen Bünau zu erregen. Ich erwartete, daß sie bei einer Ehrenfrage ganz so wie ich denken würde. Schon beim Gedanken, einen ehrlosen Menschen zu lieben, einen Verbrecher, der sich in ihr Vertrauen eingeschlichen, müßte sie ja zurückschaudern! Nun, sie war allerdings empört gewesen. Aber diese Empörung hatte sich gegen ihre Stiefmutter gerichtet. Sie hatte ihren Mann vertheidigt. Sie hatte meiner Anklage keinen Glauben geschenkt. Sie dachte am Ende gar, ich hätte mich mit Frau Belota gegen Bünau verschworen. Ich liebte sie ja! Das wußte Sie nun. Wie leicht könnte da der Verdacht in mir aufsteigen, daß ich sie von ihrem Manne trennen wolle und in meiner Eifersucht zu jedem Mittel greife, das geeignet erschien, meinen Absichten zu dienen. Sollte ich nun gegen diesen Verdacht ankämpfen? Sollte ich ihr unwiderlegliche Documente, vielleicht gar Bünau's Brief, vorlegen? Aber wenn Frau Belota mir die Ausfolgung des Briefes verweigerte? Oder wenn Helene trotz dieses Briefes in ihrer blinden Leidenschaft nichts sehen, nichts hören wollte! Wie lächerlich, wie häßlich wäre dann die Rolle, die ich spielte! Unter solchen peinvollen Erwägungen verbrachte ich eine schlaflose Nacht. Als der Morgen graute, begann ich meine Sachen zu packen.

Es war gegen neun Uhr Früh. Mein Wagen stand bereits vor der Freitreppe, ich wollte mich eben von meinem Gutsverwalter verabschieden, als eine Droschke, in der Bünau saß, in den Hof hineinfuhr.

»Sie begeben sich sofort hinab,« befahl ich dem Verwalter, »und erklären Herrn Bünau, daß ich ihn nicht empfangen kann.«

Der Verwalter ging.

Ich durchmaß in heftiger Aufregung mein Arbeitscabinet. Daß dieser Mensch es noch wagen konnte, mich zu besuchen! Aber er wagte noch mehr!

Bald darauf, nachdem der Verwalter mich verlassen hatte, pochte es an der Thüre. Bünau trat ein, ruhig, lächelnd, einschmeichelnd wie gewöhnlich.

»Herr Bünau!« fuhr ich ihn an. »Da Sie trotz meiner Abweisung hier erscheinen, so muß ich Ihnen persönlich erklären, daß ich jeden weiteren Verkehr mit Ihnen abbrechen muß. Wenn ich Sie nicht gewaltsam von hier entfernen lasse, so geschieht es nur aus Rücksicht für Helene. Das genügt, denk' ich.«

»Das genügt keineswegs,« entgegnete er gemüthlich, indem er sich niederließ. »Ich bin berechtigt, von Dir Aufklärungen zu fordern. Wie kommst Du dazu, mich in dieser beleidigenden Weise zu behandeln?«

»Hat Ihnen Helene mitgetheilt, daß ich gestern bei Frau Belota war?«

»Ja.«

»Daß mir Frau Belota Ihren Brief gezeigt hat?«

»Auch das hat sie mir gesagt.«

»In diesem Briefe geben Sie zu, daß Sie wegen einer infamirenden That Deutschland verlassen mußten.«

»Durchaus nicht. In diesem Briefe bitte ich bloß Frau Belota, ein Dokument, das sie angeblich besitzt, nicht zu veröffentlichen. Wenn sie es nämlich thäte, könnten Wochen, Monate vergehen, bis mir der Nachweis gelänge, daß ich unschuldig, das Opfer einer Personenverwechslung bin. Inzwischen würde die Verleumdung an mir haften. Das wollte ich vermeiden. Daher mein Brief an Frau Belota. Das ist doch klar, denk' ich.«

»Das sind leere Ansreden,« rief ich empört. »So lange Sie mir nicht untrügeliche Beweise vorlegen, daß Sie nicht der Defraudant Bünau sind, so lange halte ich die Beschuldigung gegen Sie für erwiesen. Und dieser Erklärung habe ich noch folgende Mittheilung hinzuzufügen: Wie Sie sehen, bin ich zur Abreise bereit. Ich ändere jedoch meinen Entschluß. Ich bleibe hier. Ich gebe Ihnen vier Wochen Zeit, um mir den Beweis zu liefern, daß die Behauptung der Frau Belota eine Verleumdung und daß das fragliche Document nicht Sie betrifft. Haben Sie mir binnen einem Monat diesen Beweis nicht verschafft, so erkläre ich Ihnen hiermit, daß ich dann Alles anwenden werde, um Helene aus Ihren Armen zu reißen.«

»Das ist ein aussichtsloses Unternehmen,« lachte er auf. »Gesezt den Fall, ich wäre wirklich Herr Bünau, so würde ich Helene die Sache

ungefähr in folgender Weise darstellen: Ich habe hoch gespielt, verloren, es handelte sich um eine Ehrenschuld, die binnen vierundzwanzig Stunden gezahlt werden mußte. Ich hatte zufällig arabisches Geld bei mir. Damit zahlte ich. Ich konnte ja die Geldsumme in wenigen Tagen ersehen. Ich brauchte ja nur meinem Onkel, dessen Erbe ich bin, darum zuschreiben. Ich schrieb auch. Nun hatte aber meinem Onkel der Teufel geplatzt, sein Glück an der Börse zu versuchen. Er speculirte seit einiger Zeit. Er speculirte unglücklich. Und so erhielt ich von ihm statt des Geldes die Nachricht, daß er ruiniert sei. Auf diese Weise bin ich um meine Ehre, um meine Carrière, um meine Zukunft gekommen, obgleich die Summe nachträglich von meinem Onkel doch ersetzt worden ist. Bin ich nun deshalb ein Verbrecher? Bin ich wegen eines jugendlichen Streiches, dessen Folgen ich nicht voraussähen konnte, für immer aus der Gemeinschaft anständiger Menschen ausgestoßen? Und selbst wenn Alle mich verdammt, Alle über mich den Stab brächen, wirst Du es auch thun, Du mein gutes, mein theures, mein einziges Weib? Wenn ich zu Helene mit diesen Worten spräche, so würde sie mir meinent um den Hals fallen und mir zuflüstern, daß sie mich trotz alledem liebe, nach wie vor. Vielleicht habe ich dieses Experiment bereits ausgeführt? Du siehst also, lieber Freund, Dein Unternehmen ist aussichtslos. Schlag' Dir also Dein schönes Vorhaben aus dem Kopfe. Und das gründlich, recht gründlich.«

Ich hatte bis dahin gegen Bünau bloß Widerwillen empfunden; jetzt aber, da er mir mit kühler Grausamkeit seine Macht über Helene darlegte, erwachte in mir ein Gefühl tödtlichen Hasses gegen diesen Menschen.

»Mein Unternehmen mag Ihnen aussichtslos erscheinen,« sagte ich, »das wird mich aber keineswegs davon abhalten, meine Pflicht zu erfüllen. Und ich hoffe...«

»Ich muß Dir leider jede Hoffnung rauben,« fiel er mir mit seiner überlegenen Ruhe ins Wort. »Ich wiederhole: es wird Dir beim besten Willen nicht gelingen, Deinen Vorsatz auszuführen. Wenn Du die Sache kühl erwägen möchtest, so müßtest Du übrigens selbst einsehen, daß Du nicht den geringsten Rechtstitel hast, um uns auseinander zu bringen. Ja, wenn Helene zu Dir käme und Dir klagte, daß sie unglücklich sei, daß sie es bereue, mich geheirathet zu haben, dann würde ich Deine Haltung mir gegenüber begreifen. Aber das ist ja gottlob nicht der Fall. Du hast trotz der kurzen Zeit, seitdem wir mit einander verkehren, Dich hinreichend davon überzeugt, daß Helene mit Leib und Seele an mir hängt. Sie lebt sehr glücklich mit mir. Sie empfindet nicht im Geringsten die Schwere der Opfer, die sie mir gebracht. Wozu also ihr Glück zerstören? Du könntest freilich sagen: Dieser Bünau ist Helene's unwürdig — ich — als ihr Freund — betrachte es als meine Aufgabe, ihr dies klar zu machen und sie zu retten. Helene will aber durchaus nicht gerettet sein. Du mußt sie also nach ihrer Façon selig werden lassen. Du scheinst es freilich nicht recht zu glauben, daß Helene selbst in dem Falle nicht von mir ließe, wenn ich in der That der Defraudant Bünau wäre. Nun, so will ich Dir einen Beweis liefern, daß dies keineswegs eine Prahlerei meinerseits ist. Du weißt, wie Helene über Frau Belota denkt. Du weißt, daß sie ihre Stiefmutter gründlich haßt. Wenn Du nun, mein lieber Freund, vor Helene hinträtest und zu ihr sagtest: Du mußt Dich mit Frau Belota versöhnen — so würde sie Dir in's Gesicht lachen. Mir aber hat sie nicht in's Gesicht gelacht.«

»Sie haben ihr doch nicht einen derartigen Vorschlag gemacht?« rief ich.

»Das habe ich allerdings gethan. Ich bin nämlich zu der Ueberzeugung gekommen, es wäre doch rathsam, daß wir — Helene und ich — mit Frau Belota auf einen guten Fuß uns stellten. Ich bin Dir bereits einige tausend Francs schuldig. Wenn Du weiter mit uns freundschaftlich verkehren wolltest, so könnte ich nöthigenfalls wieder an Deine Generosität appelliren, so schwer mir dies auch fiel. Aber Du kündigt uns ja die Freundschaft! Sollen wir nun immerfort darben? Wir haben ein ganzes Jahr im Elend gelebt. Weiter in dieser Misere zu vegetiren, hab' ich keine Lust. Ich fühle durchaus nicht den Verus in mir, ein Märtyrerdasein zu führen. Und da unsere Verhältnisse sofort eine günstige Wendung nehmen könnten, wenn Helene sich herbeiließe, ihrer Stiefmutter freundschaftlich zu begegnen; so wäre es thöricht, wenn wir in unserem ablehnenden Stolz verharren. Das habe ich gestern Helene recht eindringlich zu Gemüthe geführt. Sie hat die Sache reiflich erwogen und ist schließlich zur Erkenntnis gelangt, daß ich — wie immer — Recht habe. Sie will sich mit ihrer Stiefmutter versöhnen. Zu diesem Zwecke begehre ich mich jetzt gleich nach Cornesti, um Frau Belota einen Brief zu überreichen, den ich selbst Helene dictirt habe. Ich hoffe, daß sich heute noch Alles in Wohlgefallen auflösen wird. Zuvor aber möchte ich jede Mißstimmung zwischen uns Beiden beseitigen. Das ist Helene's innigster Wunsch und auch der meinige. Nun kennst Du den Zweck meines so frühen Besuches.«

Ich war eine Weile sprachlos.

»Helene hat es über sich gebracht, Frau Belota zu schreiben?« brachte ich endlich hervor.

»Ja wohl, lieber Freund, und wenn es Dir Vergnügen bereitet, so gestatte ich Dir sogar, den Brief zu lesen. Hier ist er.«

Ich nahm mit bebender Hand das Couvert, das nicht verschlossen war, zog einen kleinen Briefbogen hervor und entfaltete ihn.

Ich begann zu lesen. Und während ich las, stand vor mir, licht und klar, eine Scene, die mich durchschauerte. Ich sah Helene am Schreibtisch sitzen, todtenbleich, willenlos dem Gebote ihres Mannes sich fiegend. Und dieser Mensch besaß die Herzlosigkeit, mir all' das mit einem selbstzufriedenen Lächeln zu erzählen! Eine wilde Wuth schäumte in mir auf. Ich fühlte, wie mir das Blut zu Kopfe stieg. Ich zerriß den Brief.

Bünau sprang empor. Jetzt verließ ihn endlich sein Gleichmuth. »Was soll das heißen?« schrie er.

»Das soll heißen,« sagte ich, »daß Sie ein elender Schurke sind!«

Ich hatte diese Beleidigung langsam ausgesprochen und jedes Wort nachdrücklich betont.

Bünau wurde freideweis. Seine Pupillen erweiterten sich. Einen Moment hatte es den Anschein, als wollte er sich auf mich stürzen. Ich war darauf gefaßt und hatte bereits die Hand in meine Reisetasche gesteckt und meinen Revolver hervorgezogen, fest entschlossen, den Elenden auf der Stelle niederzuschießen.

Die Waffe brachte Bünau zur Besinnung.

»Auf Ihre Beleidigung,« sagte er — jetzt duckte er mich nicht mehr — »gibt es nur eine Antwort mit der Waffe in der Hand.«

»Ich könnte Ihnen zwar,« versetzte ich, »den Einwand entgegenhalten, daß Sie nicht satisfactionsfähig sind und daß man Leuten Ihres Schlages nicht mit der Waffe, sondern mit einem anderen Instrument gegenübertritt. Ich will indeß diesen Einwand nicht erheben. Ich nehme Ihre Forderung an. Und da ich keine Zeit verlieren möchte, so wünsche ich, daß der Kampf gleich morgen Früh um sechs Uhr stattfindet, und zwar im Wäldchen bei der Districtshauptstadt. Es ist Ihre Sache, die Bedingungen festzustellen. Und nun bitte ich Sie, mich allein zu lassen.«

»Sie müssen sich noch eine Weile gedulden, Herr Rizetti. Ich muß über eine Bedingung jetzt gleich mit Ihnen mich verständigen. Wenn ich am Plage bleibe, so haben Sie weiter Nichts zu befürchten. Ich bin ein Fremder, kein Hahn wird nach mir krähen. Sie besitzen überdies Einfluß genug, um die Sache zu vertuschen. Wenn Sie jedoch fallen sollten, so habe ich alle Verdrießlichkeiten eines Processes zu gewärtigen und es droht mir überdies eine mehrjährige Haftstrafe. Sie sehen, ich bin im Nachtheil. Sie müssen also billigerweise auch mir gleiche Chancen für diesen Fall zugestehen. Ich mache Ihnen daher folgenden Vorschlag: Wir nehmen jeder nur einen Zeugen. Diese zwei Zeugen und der Arzt haben sich mit ihrem Ehrenworte zu verpflichten, über unseren Kampf tiefstes Schweigen zu beobachten. Jeder von uns wird überdies einen Brief schreiben, daß er einen Selbstmord verüben will, und demselben Rechnung tragen. Und nun noch ein Wort: Ich werde den Subpräfecten ersuchen, in diesem Ehrenhandel mein Secundant zu sein. Ich bin überzeugt, er wird mir diesen Gefallen erweisen. Sie werden also heute noch Ihren Secundanten nominiren und ihn beauftragen, sich mit dem Subpräfecten in Verbindung zu setzen. Meine Bedingungen kann ich Ihnen gleich mittheilen: Gezogene Pistolen, fünfzehn Schritt Distanz, einmaliger gleichzeitiger Kugelwechsel. Der Communalarzt Doctor Serfjoti wird uns als Arzt assistiren. Ich werde mit ihm sprechen. Sind Sie mit diesen Bedingungen einverstanden?«

»Einverstanden.«

»So bleibt mir Nichts übrig, als mich zu empfehlen. Adieu.«

Er grüßte mit kühler Höflichkeit und ging.

Ich hatte als Student einige Mensuren, bei denen ich meine Gegner jedesmal abführte. Ich war in Heidelberg als Schläger sogar gefürchtet. Aber eine Studentenmensur ist im Grunde doch nur ein harmloses Spiel. Nun stand ich also zum erstenmale in meinem Leben vor einem ernsten Zweikampf. Ich war allerdings, wie ich Bünau erklärt hatte, berechtigt, das Duell abzulehnen. Ich konnte es zum mindesten so lange verschieben, bis mir der Beweis vorlag, daß Bünau satisfactionsfähig war. Aber die Lage, in die ich hineingerathen war, schien mir so verwirrt, daß sie nur durch irgend eine Katastrophe eine Lösung finden konnte. Es war freilich möglich, daß ich selbst das Opfer dieser Katastrophe würde. Bünau, als früherer deutscher Officier, war sicher ein guter Schütze und somit ein nicht zu verachtender Gegner. Die Kaltblütigkeit, mit der er mich gefordert, bewies mir, daß er auf dem Kampflage seinen Mann stellen werde. Und da er aus meinem Gebahren entnehmen mußte, daß ich ihn nicht schonen werde, so durfte auch ich keine Schonung erwarten. Die Sache war also in der That sehr ernst. Ich verhehlte mir dies nicht. Aber der Gedanke, daß ich fallen könnte, hatte nichts Abschreckendes für mich. Ich war von dem peinvollen Bewußtsein meiner aussichtslosen Liebe so durchwühlt, daß mir vor dem Tode nicht bangte;

er erschien mir im Gegentheil als die Erlösung von einem Dasein, dessen Qualen länger zu tragen ich nicht die Kraft in mir fühlte. Ziel jedoch Bünau, so war Helene frei. Und dann... Ich vermochte mir nicht mit voller Klarheit vorzustellen, welche Wendung mein Schicksal und das Helenens in einem solchen Falle nehmen würde. Ich empfand bloß ein dumpfes Wohlgefühl wie die Ahnung eines unfäglichen Glückes. Ich gerieth in eine wehmüthig-träumerische Stimmung, aus der ich mich gewaltig herausreißen mußte, um das Geschäftliche des Ehrenhandels zu erledigen. Ich schickte also zunächst Herrn Costinescu einen Brief, worin ich ihm die Angelegenheit mittheilte und ihn bat, sich mit dem Zeugen des Herrn von Bünau unverzüglich in Verbindung zu setzen. Dann schrieb ich noch einige Zeilen einem Cousin, der in der Residenz lebte — es war dies mein nächster Verwandter. Dieser Brief, der bei mir gefunden werden sollte, war so abgefaßt, als hätte ich in einem Anfälle von Hypochondrie einen Selbstmord verübt. Gegen Abend fuhr ich nach der Districtshaupt-

stadt. Ich traf im Hotel de Paris Herrn Costinescu, der bereits die nöthigen Vorkehrungen für das Duell getroffen hatte. Herr Costinescu, ein jovialer junger Mann, nahm die Sache durchaus nicht tragisch. »Zhr werdet Beide,« so sagte er mir, »zwei Löcher in die Luft schießen. Dann werden wir bei einer Flasche Wein eine solenne Versöhnung feiern und die Affaire wird erledigt sein.«

Und da ich eine sorglose Miene zur Schau trug, ausgeräumt und guter Dinge zu sein schien, so wurde er in seiner Ansicht, daß es sich um eines jener tragikomischen Waffenspiele handle, die bei uns so häufig, noch bestärkt. Wir soupirten zusammen. Gegen neun Uhr schützte ich Müdigkeit vor und begab mich auf mein Zimmer. Es war ausgemacht, daß mich Herr Costinescu um fünf Uhr Morgens im Hotel abhole. Die beiden Zeugen waren übereingekommen, daß der Zweikampf in einer abseits gelegenen kleinen Richtung des Stadtwäldchens stattfinden sollte. Die Besorgung der Waffen hatte der Subpräfect, Bünaus Secundant, übernommen. Auf meinem Zimmer angelangt, warf ich mich auf's Canapé hin. Ich versuchte zu schlummern — ich hatte ja die vorige Nacht kein Auge zugethan — aber vergebens. Ich hatte mich tagsüber in einer verhältnismäßig ruhigen Stimmung befunden. Während der zwei Stunden, die ich mit dem Advocaten zugebracht, hatte ich sogar fröhlich geplaudert, gelacht. Nun aber überkam mich jählings eine seltsame Erregung. Ich fühlte, wie Alles an mir bebte. Ein banges Grauen durchschauerte mich, als spürte ich jetzt schon den Anhauch des Todes. Ich sah mich auch starr auf dem Rasen daliegen, fühlte, wie meine Augen brachen, wie sich allmählig Alles um mich in Dunkel hüllte, aus dem plötzlich etwas Weißes aufschimmerte: Helenens bleiches Antlitz mit den schönen tiefen Augen, aus denen ein unendlicher Schmerz leuchtete. Und aus diesen Augen tropften zwei Thränen auf mich herab. Ich fuhr empor. Das Spukbild verschwand. Aber nun erfaßte mich der Drang, Helenen wieder zu sehen, mit unentrinnbarer Gewalt. Ich eilte hinaus.

Einige Minuten später stand ich vor dem Thore, das in den Garten führte, in dessen Mitte das verfallene einstöckige Haus lag, wo Bünau wohnte. Das Thor war offen. Ich schlich in den Garten hinein. Ich duckte mich hinter den Stamm einer Pappel und starrte zu den geöffneten Fenstern des Salons empor, in dem eine weibliche Gestalt hin und her wandelte. Es war Helene. Eine Weile hernach vernahm ich Musiklänge. Bünau spielte Violine, Helene begleitete ihn auf dem Clavier. Sie spielten eine Bethovens'sche Sonate. Aber diesmal übte die Musik auf mich keine befreiende Wirkung aus. Mir war im Gegentheil, als müßte ich laut aufschreien vor Schmerz und Verzweiflung. Endlich verstummte die Musik. Ich vernahm durch die Stille der Nacht Helenens weiche, sanfte Stimme. Sie lachte. Sie hatte also keine Ahnung davon, was sich morgen Früh abspielen sollte. Und lachend schloß sie die Fenster. Ich empfand bei diesem feinen, hellen Lachen einen stechenden Schmerz. Diese Frau hatte ja gestern erst auf mich den Eindruck gemacht, als ob meine Enthüllung sie mit wichtiger Schwere getroffen! War das nur ein Gaukelspiel gewesen? Oder genügt einige heuchelnde, schmeichelnde Worte ihres Mannes wirklich, um sie Alles vergessen zu machen, um selbst jeden Funken weiblicher Würde in ihr zu ersticken? Bünau hatte also in der That heute nicht geprahlt! Er besaß offenbar die unselige Gabe, Helene nach Willkür wie ein Instrument zu stimmen! Darum hatte sie auf seinen jüggelstiven Befehl hin auch ihrer Stiefmutter geschrieben. Und sie empfand nicht einmal, wie tief sie gesunken war. Sie konnte ja lachen!

Und wie mir diese Gedanken durch den Kopf wirbelten, stieg in meine Seele ein bitterer Groll gegen Helene auf. Und zugleich überkam mich ein Gefühl des Mitleids mit mir selbst. Ich weinte still in mich hinein. Ich überwand endlich diesen Schwächenanfall und kehrte ins



»Ich sank vor ihr nieder, umklammerte ihre Hände«

Hôtel zurück. Ohne mich zu entkleiden, ließ ich mich in meinem Zimmer auf den Divan sinken und schloß die Augen. Ein Halbschlaf umfing mich. Allerhand nebelhafte Gestalten wallten an mir vorüber, bis sich aus ihnen eine Gestalt in lichter Klarheit abhob: es war meine Mutter. Die Gegenwart versank. Ich war wieder ein Kind und saß auf der Holzbank im Rondell. Es war eine stille, linde Sommernacht. Ein leiser Wind bewegte die Krone des Lindenbaumes, von dessen Blüten ein wunderbarer Duft mich anwehte. Hin und wieder sah ich zwischen dem Laub einen Stern schimmern. Ob und zu zwischerte ein Vogel auf wie im Traume. Und traumhaft schön erschien mir meine Mutter mit ihrem feinen blassen Antlitz, mit den Augen, die so tief, so fromm, so gut. Sie bewegte die Lippen, als spräche sie. Aber kein Wort schlug an mein Ohr. Und ich verstand sie doch. Es war ein seltsames Zwiegespräch das wir führten, geheim und lautlos und das gleichwohl in meiner Seele tief und voll widerklang, in einer geisthaften Sprache, die keine Worte bedurfte. Auf einmal prägte sich auf ihrem Gesichte ein ängstliches Bangen aus, das sich zu einem Entsetzen steigerte. Ich erschrock, ich vernahm einen furchtbaren Schrei. Ich schlug die Augen auf. Es war fünf Uhr Morgens. Ich wechselte die Toilette und begab mich hinab ins Kaffeehaus, wo bald darauf mein Zeuge, Herr Costenescu, erschien. Er betrachtete mich mit prüfenden Blicken.

»Du mußt eine recht schlechte Nacht gehabt haben, lieber Freund,« sagte er lächelnd. »na, ich begreife! Aber nur Muth. Die Sache wird ja nicht so schlimm ausfallen. Vor Allem aber mußt Du Dich stärken. Du mußt ein kräftiges Frühstück bestellen.«

Ich trank jedoch bloß ein Glas Rothwein, brannte mir sodann eine Cigarette an, und bemühte mich, eine recht sorglose Miene anzunehmen. Es scheint mir jedoch nicht recht gelingen zu sein. Meine Erregung wirkte auch auf Costenescu anstößend. Er wurde still. Schweigend wanderten wir dem Stadtwaldchen zu. Als wir auf dem Rendez-vous-Platz anlangten, trafen wir bereits meine Gegner, den Subpräfecten und den Doctor Serfati, ein kleines, grauhaariges Männchen, das eben damit beschäftigt war, Verbandzeug und ein chirurgisches Besteck auf dem Rasen auszubreiten.

Bünau küßte mit einer förmlichen Höflichkeit vor mir den Hut. Ich beachtete jedoch seinen Gruß nicht. Ich starrte nieder, alle meine Kraft aufbietend, um ein Gefühl dumpfer Angst zu unterdrücken, das mich jählings befallen. Ich hörte kaum, was gesprochen wurde. Ich sah, wie unter einem Schleier die Vorbereitungen, die unsere Zeugen trafen, und kam erst in dem Momente zu voller und klarer Besinnung, da ich die Waffe in der Hand spürte. Nun stand ich dem Manne gegenüber, den ich aus dem tiefsten Grunde meiner Seele haßte. Bünau war sehr elegant gekleidet, frisch rasirt, die Enden des blonden Schnurrbarts waren kühl aufgezwickelt. Wir schauten uns beide an. Bünau mußte etwas in meinen Augen gelesen haben, was eine bange Ahnung in ihm erweckte, denn ich sah, wie sein bleiches Gesicht noch um eine Nuance blässer wurde. Nun begann der Subpräfect zu commandiren. Wir hoben die Waffen, die Hähne knackten, dann halten zwei Schüsse. Ich hatte fest und sicher auf Bünaus Stirne gezielt.

Bünau drehte sich einmal um sich selbst herum, dann stürzte er, seiner ganzen Länge nach, auf den Boden hin.

Ich ließ die Waffe zu Boden sinken, die anderen eilten auf den Gefallenen zu. Ich rührte mich nicht von der Stelle. Nach einer Weile hörte ich, wie der kleine Doctor achselzuckend sagte: »Da nützt meine Kunst nicht mehr. Der Mann ist todt.«

»Todt!« kam es unwillkürlich über meine Lippen. Ein Bild blühte dabei durch meine Seele: Ich sah in leidenschaftiger Deutlichkeit Helenen vor dem Leichnam ihres Mannes, die Hände in stummer Verzweiflung ringend, das Antlitz erstarrt, die Augen hahvoll auf mich gerichtet. Wie ein Fieberschauer ging es schüttelnd durch meinen Leib. . .

Herr Mizetti, der, ohne daß ich ihn mit einem Worte unterbrochen hätte, nahezu drei Stunden in einem raschen Redeflusse gesprochen, hielt jetzt inne. Er schaute auf die Uhr: es war bald Mitternacht. Er schenkte sein Glas von neuem voll und leerte es.

»Ich eile dem Ende meines Romancapitels zu,« begann er wieder. Sie müssen es mir erlassen, Ihnen näher zu schildern, wie es mir in den ersten zwei Tagen nach dem unglückseligen Verlauf dieses Duells zu Muth war. Es würde mir auch beim besten Willen nicht gelingen. Ich weiß nur noch, daß ich in diesen zwei Tagen wie unter dem Banne eines bösen Traumes lebte und unablässig auf eine Tagesnotiz im Localblatte der Districtshauptstadt starrte, das bereits einige Stunden später, nachdem das Duell stattgefunden, die Meldung brachte, daß Herr Costenescu und der Subpräfect während ihres Morgen Spazierganges im Stadtwaldchen einen Mann mit durchschossener Stirne aufgefunden, in dem sie Herrn von Bünau erkannt hätten. Ein Brief, der in der Rocktasche des Herrn von Bünau gesteckt, bewiese, daß in der That ein Selbstmord vorläge. Die traurige materielle Lage, in der er sich befand, scheinete den Unglücklichen zu diesem verzweifeltsten Schritte getrieben zu haben. Der Subpräfect hätte die Hiobspost der Frau von Bünau überbracht, die hierbei ohnmächtig zusammengebrochen sei, und dann, als sie zu sich gekommen, wie wahnsinnig sich geberdet hätte. So ungefähr lautete diese Notiz, deren letzte Zeilen in mir jenes Bild erweckten, das in dem Moment an mir vorübergehuscht war, als ich den Ausspruch des Arztes: »Da nützt meine Kunst nicht mehr, der Mann ist todt,« vernommen hatte. Ich hatte es mir bis dahin zu verhehlen gesucht, daß das Tödliche, Wüthende in meinem Haße gegen Bünau der Eifersucht entsprang. Ich hatte mir eingeredet, daß mein Kampf gegen ihn ausschließlich durch ideale Motive dictirt sei. Es galt ja, Helenen aus der Umarmung eines Schurken zu befreien! Jetzt aber, da Bünau todt war, erschrock ich vor mir selbst.

Jetzt erschien mir der Beweggrund, der mich zum Duell getrieben, in einem ganz anderen Lichte. Mir dünkte sogar, als hätte ich mit klarem Bewußtsein den Weg zu Helenen durch einen Mord mir gebahnt. Ich hatte auf Bünau gezielt, er aber — so schien es mir wenigstens — hatte in die Luft geschossen. Und was hatte ich erreicht? Da stand ja schwarz auf Weiß Helene's Jammer zu lesen! Sie war unglücklich, elend, wahnsinnig vor Schmerz! Und wenn sie früher oder später doch erführe, daß ich es gewesen, der ihren Mann getödtet! Mußte sie dann nicht in mir den Mörder ihres Glückes betrachten? Aus der geistigen Erschlaffung, in die mich all diese bange Fragen versetzten, rüttelte mich Herr Belota auf. Er erschien bei mir am dritten Tage nach dem Duell. Er war schwarz gekleidet, trug einen Trauerstrol um den Cylinderhut, befand sich aber im Uebrigen in einer sehr guten Laune.

»Weißt Du, woher ich komme, mein Junge?« rief er. »Direct von Bünaus Beerdigung. Er wurde mit allen Ehren, die dem Schwiegerohn des Herrn Belota gebührt, zu Grabe getragen. Der Subpräfect hat eine prächtige Grabrede gehalten, die auch mich tief gerührt hat. Todten soll man nicht Böses nachreden, aber das Eine, mein Junge, muß ich Dir doch erklären: Bünau war meines Erachtens zwar ein Dumpe, aber er muß doch noch irgendwo in seinem Herzen einen Funken von Ehrgefühl besessen haben. Und das erklärt mir seinen Selbstmord. Er hat in einer Stunde innerer Sammlung sicherlich eingesehen, daß seine Schandthat ihn unwürdig mache, Helene's Gatte zu sein. Denk Dir, wenn es offenbar geworden wäre, was er angeestellt hat! Und wie ich meine Frau kenne, wäre die Sache nicht lange mehr ein Geheimnis geblieben! Er hätte dann vor Helenen in seiner ganzen Erbärmlichkeit dagestanden! Das muß er sich zu Herzen genommen haben. Darum hat er sich eine Kugel in den Kopf gejagt. Und so wollen wir denn nicht weiter über ihn zu Gericht sitzen. Der Tod sühnt Alles. Friede seiner Asche.«

»Wo ist Helene?« fragte ich.

»Seit gestern bereits bei mir zu Hause. Ich habe sie selbst geholt. Die Arme, sie ist ja ganz fassungslos. Sie wird aber den Schmerz verwinden. Ich hoffe es. Nun habe ich endlich meine Tochter wieder!«

»Und Frau Belota?«

»Mit der rede ich jetzt ganz anders, als früher. Dieser Selbstmord und die Verzweiflung meines Kindes haben mich nämlich ganz umgewandelt. Seit zwei Tagen ist kein Tropfen Wein über meine Lippen gekommen, so war mir Gott helfe. Ich bin wie neugeboren. Und so habe ich denn auch meiner Frau erklärt, daß Helene fortan in alle ihre Rechte eintritt. Meine Frau fängt jetzt an, klein beizugeben. Es war aber auch die höchste Zeit, daß ich mich aufrichte. Und nun, mein Junge, will ich Dir sagen, was mich zu Dir geführt hat. Zunächst wollte ich sehen, wie es Dir geht. Der Subpräfect jagte mir nämlich, Du wärest unwohl und hättest deshalb der Beerdigung nicht beiwohnen können. Du siehst auch sehr schlecht aus. Das kommt von Deinem verdammt Studiren. Willst Du denn durchaus ein Philosoph werden, he? Und nun habe ich noch eine Bitte auf dem Herzen. Du mußt jetzt gleich mit mir nach Cornesti.

Wenn Jemand Helenen aufzurichten im Stande ist, so bist Du es. Sprich mit ihr, unterhalte sie, tröste sie. Es ist ja auch übrigens Deine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, ihr einen Beileidsbesuch abzustatten. Du kommst also mit, und zwar sofort, hörst Du?«

Ich sträubte mich, berief mich auf mein Unwohlsein. Belota wurde aber immer dringender und erklärte mir schließlich, daß Helene selbst den Wunsch ausgesprochen, mich zu sehen. Es schien mir nicht recht glaublich, da er mir dies sofort mitgetheilt hätte. Aber da er bei allen heiligen Schwur, Helene hätte ihm den formellen Auftrag erteilt, mich einzuladen, sie heute noch zu besuchen, so gab ich endlich doch nach. Ich fuhr mit ihm nach Cornesti. Herr Belota hatte gelogen. Helene hatte, wie mir Frau Belota mittheilte, seitdem sie wieder im Herrenhose von Cornesti weilte, noch keine zehn Worte gesprochen.

»Mir thut das arme Kind sehr leid!« sagte sie mit erheuchelter Theilnahme. »Da sitzt sie nun den ganzen Tag im Salon und brüht sinnlos vor sich hin. Das war in der That ein furchtbarer Schlag für Helene. Auch ich kann es noch immer nicht recht fassen, was den Unglücklichen eigentlich zu diesem verzweifeltsten Schritte veranlaßt hat. Bünau wußte ja, daß ich bloß mit Ihnen von jenem Dokumente gesprochen. Und da ich ihm auf seinen Brief noch keine Antwort erteilt hatte, so konnte er ja unmöglich annehmen, daß ich einer Veröhnung abgeneigt gewesen wäre. Ich bin mir also keiner Schuld bewußt. Wissen Sie vielleicht Näheres über die Motive seines Selbstmordes? Sie waren ja. . .«

»Wozu den Motiven nachspüren?« unterbrach sie Herr Belota nachdrücklich. »Es ist nun einmal geschehen, wir müssen die Thatfache hinnehmen und haben keine besondere Ursache, darüber nachzugrübeln. Denn so peinlich auch der Fall ist, so habe ich keinen Grund, über diese Schicksalsfügung zu klagen. Doch da ist sie ja, Helene.«

Sie war es in der That. Sie war aus dem anliegenden Salon durch die halboffene Thür eingetreten. Sie mußte die Bemerkung ihres Vaters gehört haben, denn ihre Augen ruhten auf ihm mit einem seltsam starren Ausdruck. Herr Belota murmelte einige unverständliche Worte, dann ergriff er seine Frau bei der Hand.

»Wir lassen Herrn Mizetti mit Helenen allein,« sagte er mit einer Energie, die ich ihm nicht zutraut hätte. Frau Belota warf mir einen bösen Blick zu. Dann folgte sie ihrem Manne.

Wir blieben allein.

Ich stand Helenen gegenüber. Ich wollte sprechen, aber ich vermochte keine Sylbe über die Lippen zu bringen, so tief hatte mich ihr Anblick ergriffen. Ein unsäglicher Schmerz war auf ihrem Antlitz ausgeprägt, das wie versteinert erschien. Sie weinte nicht. Auch ihre Stimme bebte nicht, als sie zu sprechen anfing, aber diese Stimme hatte nicht mehr den sanften, süßen, spielenden Klang, der mich sonst entzückt hatte.

»An jenem Abend noch, da ich bei Dir gewesen war,« sagte sie, »habe ich meinem armen Mame Alles erzählt, was ich über ihn gehört. Er leugnete nicht, daß der Beschuldigung gegen ihn eine Thatfache zu Grunde lag. Er schilderte mir eingehend die Verhältnisse, unter denen jene That geschehen war. Er berichtete mir Alles. Er hatte sein Vergehen bitterlich und schwer gebüßt. Und ich sagte ihm, daß ich tren zu ihm halte und selbst dann von ihm nicht lassen werde, wenn Frau Belota ihr Document in allen Zeitungen des Landes veröffentlichen sollte. Er aber meinte, daß er es mir zu liebe darauf nicht ankommen lassen dürfe und bat mich, Frau Belota einen veröhnlichen Brief zu schreiben. Ich that es. Tags darauf fuhr er zu Dir. Als er heimkam, war er sehr aufgeräumt. Er hätte Dich veröhnt, sagte er mir, und da er nun wieder Deiner Freundschaft sicher sei, erachte er es nicht mehr für notwendig, daß ich mich vor Frau Belota demüthige. Darum sei er auch nicht nach Cornesti gefahren. Abends mußten wir. Ich bemerkte nicht die geringste Erregung an ihm. Er schien mir im Gegentheil in einer ausnehmend guten Laune zu sein. Als er sich frühmorgens entfernte, fiel es mir auch nicht auf. Er liebte es ja oft, so früh spazieren zu gehen. Und einige Stunden später hatte ich seinen Brief in Händen, in dem er mir schrieb, der Gedanke, ich könnte es eines Tages doch bereuen, ihn geheirathet zu haben, jage ihn in den Tod. Mir schien Alles ein trügerisches Gaukelspiel. Ich konnte es nicht glauben, daß er mir dies angethan, bis ich ihn als Leiche vor mir sah. Aber jetzt noch erscheint mir sein Selbstmord räthselhaft. Ich habe das Gefühl, daß noch irgend etwas dahintersteckt, irgend ein Vorfall, den er mir verhehlt hat. Kannst Du mir dieses Räthsel lösen? Sprich! Ich beschwöre Dich!«

Ich schwieg und schüttelte vernemend den Kopf. Ich schwieg aus Feigheit, aus Angst, vielleicht aus Furcht, ihren Jammer zu steigern, ich weiß selbst nicht recht, warum. Ich kam mir vor wie ein Verbrecher, der unter dem Drange des Selbsterhaltungstriebes Alles anbietet, um jede Spur zu verwischen, die zur Entdeckung des Verbrechens leiten könnte. Erfuhr nämlich Helene die Wahrheit, so mußte ich die Hoffnung, sie einstmals die Meine nennen zu dürfen, für immer aufgeben. Und ich wollte, ich könnte auf diese Hoffnung, an der mir mein Dasein geknüpft zu sein schien, nicht verzichten. Die Leidenschaft hatte mir früher meinen Kampf gegen Bünau in einer idealen Beleuchtung erscheinen lassen, jetzt lehrte sie mich, mit kluger Discretion auf mein Ziel zusteuern. Wenn auch Helene gegen mich keinen Vorwurf ausgesprochen, so befürchtete ich gleichwohl, daß sie mir grobste. Bünau's Lüge, daß ich mich mit ihm veröhnt hätte, kam mir allerdings sehr gelegen. Aber es war gleichwohl gerathen, jede Erörterung der Selbstmordmotive Bünau's zu vermeiden. Ich sah jedoch voraus, daß dies nicht möglich sei, so lange Helene's Schmerz nicht durch die Zeit gedämpft war. Ich mußte ihr also vor derhand fern bleiben, und je weiter die Entfernung, desto besser. Zu diesem Entschlusse gelangte ich während, der wenigen Minuten, da ich schweigend neben ihr stand.

»Ich muß von Dir Abschied nehmen, Helene,« sagte ich, »ich verreise. Lebe wohl!«

Sie reichte mir wie geistesabwesend die Hand. Sie fragte nicht, warum und wohin ich reise. Das Lebewohl, das sie murmelte, glitt mechanisch wie eine kalte Höflichkeitsphrase über ihre Lippen. Versunken in ihren Schmerz, war ich für sie eine Figur wie alle Anderen auch, nicht mehr. Darum wehrte sie mir auch nicht, als ich ihre Hand faßte und glühende Küsse darauf drückte. Ich existirte nicht für sie. Mit diesem bitteren Bewußtsein verließ ich sie. Ich schaute im Hofe zu den Salonfenstern im ersten Stock empor. Ich hoffte, sie noch einmal zu erblicken. Es war eine vergebliche Hoffnung. Ich bestieg meinen Wagen. Zu meiner lebhaften Verwunderung saß Herr Belota darin.

»Ich nehme für heute Nacht Deine Gastfreundschaft in Anspruch, mein Junge!« wisperte er mir geheimnißvoll zu, »ich habe Dir nämlich sehr wichtige Mittheilungen zu machen. Du wirst die Augen öffnen! Du wirst stannen, jage ich Dir.«

Ich war sehr niedergedrückt. Die Gesellschaft der Herrn Belota war mir durchaus nicht angenehm. Ich konnte ihn jedoch nicht abweisen. Ich verhielt mich während der Fahrt sehr still. Es war bereits dunkel, als wir in meinem Schlosse anlangten. Wir soupirten zusammen. Herr Belota sprach dem Weine tapfer zu und gerieth rasch in ein Stadium hochgradiger Trunkenheit. Ich bat ihn, zu Bette zu gehen.

»Nein, mein Junge,« rief er, »ich habe auch zu Hause mein gutes Bett. Ich bin also nicht hergekommen, um bloß hier zu schlafen, sondern um mich mit Dir zu unterhalten. Bestelle Wein. Laß noch einige Flaschen auffahren und dann werde ich Dir mein Geheimniß enthüllen.«

Ich erfüllte seinen Wunsch.

»Zunächst,« begann er, nachdem er zwei Gläser vollgeschänkt, »muß ich mich selbst dementiren. Ich habe Dir unlängst gesagt, daß meine Frau seit Wochen mich plagt, Helene zu enterven und daß ich mich dazu nicht verleiten lasse. Ich habe gelogen. Ich habe ein solches Testament in der That verfaßt. Heute aber, während Du bei uns warst, habe ich vor den Augen meiner Frau dieses Testament zerrissen. Ist das nicht eine rühmliche That? Siehst Du nun ein, daß ich auch im Stande bin, meiner Frau die Zähne zu zeigen? Sie hat jetzt Respect vor mir, jage ich Dir! Und Du mein Junge, wirst auch Respect vor mir kriegen, wenn ich Dir den Plan entwickle, den ich mir zurecht gelegt habe. Meine arme Helene ist noch ganz deprimirt. Es ist dies natürlich. Aber die Zeit heilt Alles. Und mit der Zeit wird auch der Moment kommen, da sie sich wieder verheirathet wird. Diesmal wird sie mir keinen Streich mehr spielen. Diesmal werde ich selbst ihr den Mann zuführen, den ich für würdig erachte, mein Schwiegerjohn zu werden. Und dieser Mann, mein Junge, bist Du!«

»Wie können Sie heute schon,« rief ich unwillig, »an derartige Zukunftspläne denken?«

»Ich denke daran,« erklärte er entschieden, »und ich möchte den sehen, der es wagen sollte, die Ausführung meines Planes zu verhindern. Helene's Ehe mit Bünau war ja bloß ein Intermezzo, ein tragisches Intermezzo. Gottlob, daß es vorüber. Nun treten meine Vaterrechte wider in Kraft. Und auf Grund dieser Rechte, jage ich: Du wirst, Du mußt, Du sollst Helene heiraten! Nicht wahr, Du öffnest die Augen, Du stammest mein Junge? Aber ich spreche im Ernste! Und ich schlage sogar vor, daß wir auf das Wohl des Brautpaares oder des Ehepaares ein Hoch ausbringen. Es lebe hoch, hoch, und zum dritten Male hoch!«

Er wollte mit mir anstoßen. Ich that ihm jedoch keinen Bescheid. Er fühlte sich hiedurch keineswegs verlegt, sondern wurde bloß sehr wehmüthig gestimmt. Die Thränen traten ihm in die Augen.

»Ach, mein Junge,« seufzte er, »Du weißt nicht, wie lieb ich Dich habe. Ich habe ja auch Deinen gottseligen Vater lieb gehabt. Das war ein Mann!«

Er fing an, sich in allerhand Erinnerungen zu versenken, erzählte einige galante Abenteuer meines Vaters, sprach von meiner Mutter und schilderte mir schließlic, wie glücklich sein Eheleben mit seiner ersten Frau gewesen.

»Das war eine herrliche Frau, mein Junge. Freilich, als die Krankheit sie niederwarf, da wurde sie verbittert. Kein Wunder! Jahre hindurch vom Schmerze geplagt dazuliegen, das ist eine Qual, da verliert man seinen Humor. Ich habe wahrlich allen Grund, mit meinem Schicksal zu hadern. Warum ist so viel Jammer über mich gekommen? Welcher Teufel hat mich geplagt, nochmals zu heiraten? Lauter Fragen, mein Junge, auf die ich keine Antwort finde. Doch es ist Mitternacht, ich will noch zurückkehren. Gute Nacht.«

Tags darauf reiste ich nach Paris. Herr Belota hatte mir beim Abschied versprochen, mich über Helene's Gemüthsstimmung auf dem Laufenden zu halten. Und er kam seinem Versprechen pünktlich nach. Am Ersten eines jeden Monates erhielt ich regelmäßig von ihm einen Brief. Ich erfuhr auf diese Weise, daß Helene's Schmerz allmählig einer milderen Wehmuth wich. Und so wagte ich es denn, einige Monate nach dem Tode ihres Mannes, ihr direct zu schreiben. Sie antwortete. Freilich nur wenige Zeilen, aber hiemit war der Anlaß zu einer Correspondenz gegeben, die fast ein Jahr dauerte und die damit schloß, daß ich um ihre Hand anhielt.

»Wir haben uns als Kinder,« schrieb ich ihr, »ewige Freundschaft geschworen. Wollen wir nicht diesen Eid jetzt vor dem Traualtar erneuern?«

Nicht peinvolle Tage vergingen. Da stürzte eines Morgens Herr Belota in mein Zimmer.

»Da bin ich, mein Junge!« schrie er. »Und ich komme nicht allein. Helene ist mit mir gekommen. Wir wollen die Hochzeit hier in Paris ganz still feiern. Und fürchte nichts, meine Alte ist zu Hause geblieben.«

Die Trauung fand bald darauf in der Kapelle der rumänischen Gesandtschaft in Paris statt. Es wäre vergebliche Mühe, wenn ich Ihnen die Borne meiner Flitterwochen schildern wollte. Mein Glück dauerte freilich nur zwei Wochen. Wir rüsteten uns zur Fahrt nach Italien. Da brach einige Stunden vor unserer Abreise das Verhängniß über mich herein. Ich kam mit einigen Einkäufen, die ich besorgt hatte, fröhlich ins Hotel, wo wir wohnten. Bei der Portierloge traf ich Herrn Belota. Er war todtenbleich.

»Was ist geschehen?« rief ich, Unheil ahnend.

»Helene hat von meiner Alten soeben einen Brief bekommen, sie ist ganz außer sich.«

Ich eilte die Treppe hinauf. Helene saß vor dem Schreibtische, die Schläfen mit den Händen pressend, ein entfaltetes Briefbogen lag vor ihr. Sie richtete sich, als ich eintrat, empor, und reichte mir schweigend den Brief. Ich durchslog ihn. Der Briefbogen entfiel meiner bebenden Hand. »Es ist also wahr,« stieß sie mühsam hervor, »es ist also keine Lüge, was mir dieses Weib schreibt? Es war ein Duell, kein Selbstmord, und Du hast ihn getödtet?«

Ich starrte sie stumm an.

»Warum hast Du mir das früher nicht gesagt?« fuhr sie mit bebender Stimme fort, »warum bist Du mit meiner Lüge im Herzen vor den Traualtar getreten? Warum?«

Ich sank vor ihr nieder, umklammerte ihre Hände und flehte sie an, die Vergangenheit zu vergessen.

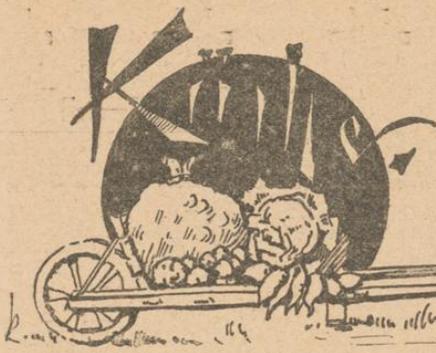
»Diese Vergangenheit,« rief ich, »ist ja todt, sie bildet keinen Theil mehr Deines Daseins. Unser Glück aber, das lebt, das lacht! Soll es uns ein Gespenst verschrecken? Ja, ich habe gelogen, aber ich that es, meinem und Deinem Glücke zu liebe. Verzeih' mir, Helene.«

Sie neigte sich zu mir und küßte mich.

»Es wäre nutzlos,« sagte sie, »Dir jetzt Vorwürfe zu machen. Geschehene Dinge lassen sich nicht mehr ändern. Ich will Deinem Rathe folgen und mich bemühen, die Vergangenheit zu vergessen. Ich hoffe, es wird mir gelingen!«

Es gelang ihr nicht. Von jenem Momente hatte ich das untrügliche Gefühl, daß etwas Fremdes, Unfaßbares, Grauenhaftes zwischen uns getreten sei. Wir durchstreiften Monate hindurch Italien, aber all die neuen Eindrücke glitten an ihr ab.

Ich consultirte Ärzte. Sie riethen mir, Helene zu zerstreuen, ihren Geist zu beschäftigen. Ich that es. Wir besuchten Museen, Concerte, Theater. Sie war auch zuweilen Tage hindurch aufgeräumt und munter und dann versank sie wieder in eine dumpfe Schwermuth. Sie kämpfte mit aller Willenskraft gegen den Dämon, der ihre Seele verfinsterte.



Küchenzettel
vom 16 bis 31. December.

Sonntag: Leberconsommée, Carfiol au gratin*, gespickter Hirschrücken mit Rahmsauce und Kartoffelkräpchen, Schwammerln mit Chaudron.

Montag: Bohnenpüreeuppe mit Möhren, Speckbraten mit Preßkohl, Kaiserschmarrn.

Dienstag: Angelaufenes Reibgerstel (Brühe aus

Knochen und Fleischextract), Beessteak mit eingelegten Pilzlingen, Topfenhalbfischka.

Mittwoch: Einmachsuppe mit Fricadellen, Paprikaschnitzel mit Reis, Ruzstoch.

Donnerstag: Brotsuppe mit Ei, Prager Kaiserfleisch mit Sauerkraut, Butterknödel.

Freitag: Erbensenuppe, Ragout aus Froschenteilen, Milchrahmstrudel.

Samstag: Griesnockerln in der Suppe, Rindfleisch mit eingebrannten Erdäpfeln, Spatzvögel.

Sonntag: Französische Wurzelsuppe, garnirtes Roastbeef, Omelette.

Montag: Mittags: Roggenbrot, abgeseimtes Nudel. Abends: Sommer mit Aspik, Badfisch mit gemischtem Salat, Windtorte mit Obersschaum, Giardinetto.

Dienstag: Hirnwannell in brauner Suppe, Fischsuppe mit Essig und Del, steirischer Kapann mit gemischtem Compot, englischer Plumpudding.

Mittwoch: Carfioluppe, Pastetchen à la reine, Rehschögel mit Cumberlandsauce, gefulzter Vanillecrème mit kleiner Bäckerei.

Donnerstag: Fleckersuppe, Rindfleisch mit gedünstetem Sauerkraut, Grieschmarrn mit Kirschcompot.

Freitag: Kartoffelsuppe, gefüllte Schnecken, Posterszipfel mit Reibgerstel.

Samstag: Mock-turtle-soup (Conserve), schwäbisches Fleisch mit Macaroni.

Sonntag: Markknödel in der Suppe, Sardinien, Nierenbraten mit Carfiolalat und gedünstetem Reis, Marillensaumloch.

Montag: Mittags: Linsensuppe, Bratwürste mit Kartoffelpüree oder Schlofferbuben. Abends: Faschierter Schweinestopf mit Aspik, Faschrücken mit Pastetchen und gebadenem Carfiol, polnischer Reis** mit kleiner Bäckerei, Punsch mit Ruzstotze.

Heran rückt das schöne Fest der Kleinen wie der Großen. In höchster Spannung erwarten es Erstere, voll mehr minder bescheidenen Hoffnungen Letztere. Um die Weihnachtszeit hat ja jeder etwas zu erwarten und etwas zu schenken. Warmherzige Hände pochen an die Pforten der Armut, genieschen Wochen vorher die Lust des Gebens; geschäftige Finger bereiten in und außer dem Hause manch' sinnreiche Ueberraschung vor, und auch in der Küche gibt es vollauf zu thun. Es ist ja ein Fest der Familie, die sich fröhlich um den lichtglänzenden Baum zusammenfindet, in diesen Tagen Verwandte und liebe Fremde bei sich begrüßt, und die sorgende Hausfrau

sowohl wie die flinke Köchin suchen daher den Feiertagstisch bestens zu bestücken.

Abgesehen von den verschiedenen kleinen Bäckereien und Lederbissen gibt es hies auch bestimmte Weihnachtsgerichte zu bereiten. In Deutschland ist's Marzipan und Honigkuchen, in England der unsern Früchtenbrot verwandte Plumpudding, welche den Reigen eröffnen. Bisweilen bereitet man ihn auch hier als Ersatz des ersteren. Ueberhaupt legt man in Wien meist ein kleines, vom Conditore besorgtes Krokobil aus Früchten und Mandeln zu dem Badwerk, als Erinnerung an Großmutter's „feines Kleebrödel“. Im Kleinbürgerhaus behauptet es wohl noch seinen Rang, und auf dem Lande wird der feierliche Anchnitt des Roggenlaibes, in dem allerlei Dürrobt und Nüsse, vermengt mit Hausbranntwein eingebaden sind, als Beginn der Festtage begrüßt.

Die harrenden Kleinen versetzt allüberall die Badwerksbereitung in gehobene Stimmung. Neugierig blicken die Knaben zur Küche hinein, die Mädchen wollen sich absolut behilflich zeigen durch Rosinen kauen und Mandeln schälen; klein Brüderchen beobachtet aufmerksam die verschiedenen Mischungen und streift wiederholt mit der Zungenspitze über die Lippen in Vorahnung all der guten Dinge, die da kommen.

* **Carfiol au gratin.** Man legt überkochten Carfiol in einer Schüssel gehäuft auf, gibt zwischen jede Schichte etwas Sahnesauce und Parmesankäs, zu oberst das Gleiche, etwas heiße Butter darauf und bäckt es zwanzig Minuten im Rohr. Die Sauce bereitet man aus Chalotten, Möhren in Butter angebraten, staubt sie, vergießt sie mit Obers und läßt sie unter beständigem Rühren gut verkochen.

** **Polnischer Reis.** 1/2 Liter durchgekauter Reis kommt in eine Casserole zu 1 1/2 Liter siedender Milch, 5 Deka Butter und 15 Deka Zucker; er muß zugedeckt im Rohr ohne Aufrühren weich dünsten, damit die Körnchen ganz bleiben, eventuell kann man etwas Milch nachgeben. Nach warm, wird der Reis auf einer flachen Schüssel dergestalt aufgerichtet, daß ein Drittel in der Mitte einen Hügel bildet, den man mit Nüssen, Ananaspalten, Weichseln, Fleisch und Marillensauce unterlegt hat. Rundumher bildet der übrige Reis einen Kranz, der jedoch ein Stück zwischen dem Hügel frei läßt. Kranz und Hügel puzt man zierlich mit vorgenaunten Ostarten, auch gedünsteten Birnen, stellt ihn hierauf auf Eis und bereitet in einem separaten Gefäß von 3/4 Liter sehr gutem saurem Rahm, vermengt mit vielem Vanillezucker und etwas Maraschino einen Ueberguß, der, gleichfalls auf Eis erkaltet, vor dem Auftragen theils in den Zwischenraum gegeben, theils separat dazu servirt wird.

Echte Olivenöle sind die haltbarsten und ansiebigsten Tafelöle, von der Güte abgesehen, müßte man schon deshalb seine Wahl beim Einkauf mit Vorsicht treffen. (Siehe unten Annonce: Echte Provencer Tafelöle.)

Mattoni's Ciesshübler

Von dem vorzüglichen Kochbuche: „Prato's Süddeutsche Küche“ liegt nun schon die 23. Auflage vor. Preis geb. fl. 3.—

Ludwig Nowotny

Handarbeits-Specialitäten-Geschäft
Wien, I., Freisingergasse 6.

Alle Arten Stickerien, Häklereien, Montirungen, wie sämtliche dazu gehörende Materialien. Auch die nicht unter meinem Namen in der „Wiener Mode“ erscheinenden Handarbeiten und Arbeits-Materialien sind stets auf Lager. — Muster- und Anwahlsendungen auf Wunsch umgehend. 2042

Zur Besorgung von

Commissionen aller Art in Wien

(Einkäufen, Bestellungen, Mustersendungen u. s. w.), wird

Frau Emma Mayer, IX. I., Wasagasse 8,

den P. T. Abonnentinnen der „Wiener Mode“ als vertrauenswürdig bestens empfohlen.

Echte Provencer Tafelöle

größtes Lager, der Monarchie.

„zum Oelbaum“,

2339

Wien, I., Tegethoffstr. 1 (Jos. & Em. Bratmann).

Tapissierie-Etablissement

CARL SEIFERT
1, Spiegelgasse 3
Wien.

Handarbeiten in stylgerechter Ausführung, angefangen und fertig.
Montirungen aller Art. Materialien der vorzüglichsten Qualität.
Grosse Auswahl in Häklarbeiten, Posamentieren etc. etc.

Sämmtliche in der „Wiener Mode“ erwähnten Handarbeiten und Arbeitsmaterialien sind vorrätlich.

Preis-Courante mit 3 Stiekmustern gratis und franco. 2234

Von der gräflichen Dürkheim-Montmartin'schen Herrschaft Hagenberg:

Hagenberger Schlosskäse
Theebutter.

Zu haben in allen renomirten Delicatessen- und Käse-Geschäften, Restaurants etc. etc.
Depôt: Wien, I., Ballhausplatz 4. 2222

BERNDORFER METALLWAAREN-FABRIK
ARTHUR KRUPP.

VERSILBERTE TAFELGERÄTHE,

BESTECKE, TAFEL-AUFSÄTZE,

GIRANDOLS, THEE- UND KAFFEE-SERVICES
ETC. ETC.

REIN-NICKEL-KOCHGESCHIRRE.

KUNSTBRONZE.

NIEDERLAGEN:

WIEN: I. WOLLZEILE 12, I. GRABEN 12, I. BOGNERGASSE 2, VI. MARIAHILFERSTRASSE 19-21.
BUDAPEST, WAITZNERGASSE 25. PRAG, GRABEN 87



Borden für Kreuzstichstickerei.